

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 181. — Es ist ja gut genug, der Philipp...

mit so gefährlich. Das einzige Ding, was mich Trübel mache wird, das ist die Bau's wo mer mache muß.

Lizzie Hanstengel.

Rugelfestes Panzerhemd

Passauer Kunst oder Waffenzauber war eine im Mittelalter und noch bis weit in die Neuzeit hinein unter allen Angehörigen des Waffenhandwerks hochgeschätzte Kunst...

Zeitungsfrage

Zeitungsfrage gründet sich die Passauer Kunst nicht mehr auf Aberglauben, sondern auf technische Fortschritte...

Der letzte Versuch

Der letzte Versuch ist am 3. October auf dem Schießplatze zu Pisa gemacht worden, wobei man einen Zoll dicken Panzer auf 170 Fuß Entfernung mit dem Infanteriegewehr M. 91 beschoss...

Ein Pariser Professor

Ein Pariser Professor bemüht sich jetzt, die Mitroben aus ihrer Verborgtheit zu ziehen, welche die Alterschwäche verursacht.

Giovanni.

In weitem Bogen schwebte Giovanni seinen Cigarrenstummel in das blaue, leuchtende Meer.

Ob die blonde Signora Maria daheim auch Berge hat? grübelte Giovanni. Warum hat' ich es bloß ver-gessen, sie danach zu fragen?

Nachdenklich starrte Giovanni in die stichte märchenblaue Fluth. Immer violetter wurde das duftige Vorgebirge von Portofino — eine traumhaft festliche Stimmung lag über der unendlichen Meeresweite.

Und mit traumhaft Deutlichkeit tauchte jener Sonntagmorgen vor Giovanni's Erinnerung auf, der die schöne Signora Maria, die auf den steilen Klippen flint wie eine Gans umherlieferte, plötzlich ausgeglichen war und mit einem leisen Aufschrei in das tiefe, blaue Meer versank.

„Guten Abend, Giovanni!“ rief eine vergnügte Männerstimme — „ich soll Euch einen Gruß sagen von meiner Schwester, und Ihr müchtet Euch bereit halten, morgen in der Frühe. Wir wollen nach Portofino hinausrücken, wollen malen, die Maria und ich.“

„Lieber Freund!“ hatte sie ihn genannt, sie, die Schöne und Lieblichste von allen holden Mädchen, die Giovanni je gesehen — ihr, den italienischen Bauernburschen. War es ein Wunder, wenn er immer an sie denken mußte?

„Stenor Paolo, welche Freude! Ich fürchte schon, daß Stenor Paolo verzeilt sein.“ sagte er mit alldäulichem Lächeln. „Wie geht's der Signora Maria? Hab' immer nach Ihnen Bescheid ausgehau.“

„Die Schwester war krank — lag zu Bett.“ sagte der Maler — nun geht's schon wieder.“

„Signora Maria krank?“ rief Giovanni, und sein hübsches Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an. „Wo hat's denn gefehlt?“

Der Maler machte eine bezeichnende Bewegung nach der Brust hin. „Maria war immer zart.“ sagte er, „aber nun freut sie sich auf morgen. Um acht Uhr also! Gute Nacht, Giovanni.“

„Einen Gruß an Fräulein Maria.“ sagte Giovanni.

Um sieben Uhr Morgens war Giovanni mit seiner Barte schon auf dem Platz. Auf dem Steuerhügel lag ein mächtiger Strauch weißer Narzissen.

„Dante für den Gruß, Giovanni.“ sagte sie herzlich, „nun heute wollen wir alle recht veranlagt sein; ich habe auch Nachrichten aus der Heimat, da sollt Ihr Euch mitfreuen!“

„Wenn Signorina Maria alldäulich ist, ist's Giovanni doppelt.“ sagte der Schiffer mit einer einfachen Ritterlichkeit, die ihm natürlich war.

„O, die schönen Blumen!“ rief Maria freudig, „sollten sie für mich sein? Sind sie aus Ihrem Garten, Giovanni? Sieh nur, Paul, wie Giovanni mich verwöhnt!“

„Wer verwöhnt dich denn nicht, kleine Schwester?“ lachte der Maler. Der Bursche lachte. Er war so von Herzen froh.

Er nannte die Ruder. Leicht wie eine Schwalbe flog die weiße Barte durch die blaue glänzende Fluth. Am Steuer saß Maria und hielt die weißen Blumen im Schooß.

Dame hat Ihr das gelernt, Giovanni?

„So etwas lernt sich nicht.“ gab Giovanni zurück. „Das kommt so wie die Träume kommen — im Schlaf!“

„Kinder, seid geschick!“ rief der Maler. „Erzählt uns von Eurem Leben, Giovanni. Was treibt Ihr zur Sommerzeit, wenn die Fremden fort-gelassen sind?“

„Wir fischen.“ erwiderte Giovanni. „Tag und Nacht, besonders Nachts, denn tagsüber ist es heiß. Wir segeln hinüber nach Korsika und Sardinien und verbringen unsere Tage auf dem blauen Meer. Abends schleichen wir Nebe.“

„Über wir schleichen Wachteln und stellen den armen Sinapögel nach.“ neckte Maria tadelnd, „das ist nicht schön von Euch!“

„No, no, Signorina!“ rief Giovanni eifrig. „Die Vögel lasse ich wegnastens ganz in Ruhe.“

„Seit wann denn?“

„Seit... nu, seit Signorina darüber so traurig waren. Ich mag keine Vögel mehr schießen.“

„Wirklich?“ Marias Augen leuchteten auf.

„Ihr seid ein lieber Mensch, Giovanni, ich möchte Euch gern eine Freude machen!“

Sie nestelte an ihrem Kleide und zog ein kleines goldenes Medaillon hervor. „Schaut mal, ist das nicht ein gutes, liebes Gesicht?“

Aufmerksam beugte sich Giovanni über das kleine Bild.

„Das ist mein Verlobter, sagte Maria, stolz lächelnd.

Giovanni fuhr zusammen. Seine Augen verbunkelten sich. Alle Sonne war aus seinem Antlitz geschwunden.

Der Maler hatte sein Stizzenbuch hervorgezogen und zeichnete den hübschen Burschen; ihm war die Veränderung in Giovanni's Zügen nicht entgangen.

„Wenn die Signorina noch einmal in's Wasser stürzte, ich spränge ihr wieder nach, aber nur, um mit ihr zusammen zu ertrinken, grübelte Giovanni. Ohne mich wäre sie ja doch nicht mehr am Leben. Halt! Ein düsterer Gedanke durchzuckte ihn — war er denn nicht Herr auf seinem Boot? Konnte er es nicht zum Umschlagen bringen? Was nützte ihm denn noch das Leben, wenn Maria einem Anderen gehörte? Aber durfte er Signor Paolos Leben auf's Spiel setzen?“

Unfähig starrte er den Maler an. Marias Bruder verstand es, in Gefahren zu lesen. „Giovanni, besinnt Euch!“ sprach er leise und eindringlich.

Unbefangen schaute Maria auf. Die beiden Männer starrten sich Auge in Auge wie zwei erbitterte Gegner. Großer Gott — was hatte das zu bedeuten?

„Was ist Euch, Giovanni, Paul?“ rief sie angstvoll. „Was habt Ihr? Warum seht Ihr einander so furchtbar an? Habt Ihr Euch etwas zuleide gethan?“

Sie hob flehend die kleinen Hände. Da zuckte es in Giovanni's Zügen wie im Krampf, und heiß und trocken schluchzte er auf:

„Ich hatte einen bösen Traum, Signorina Maria — jetzt bin ich erwacht!“

Kennt die Menschen.

Er hatte von einem Freunde Besuch, mit dem er geschäftlich zu thun hatte und beim Fortgehen bemerkte der Gast:

„Lebrigens waren Sie nicht an den Seen im Sommer?“

„Ja, freilich.“

„Fischen gewesen?“

„Gewiß.“

Wie man Verbrecher fängt.

Doch besitzen wir wieder an unseren Hochschulen, noch an den modernen Volks-Universitäten einen Lehrstuhl für die Polizeiwissenschaft, d. h. für die Forschung nach dem ewig interessanten X., nach dem Verbrecher auf der Flucht. Gibt es überhaupt allgemeine Regeln für diese sich immer erneuernde aufregende Forschung? Das einzige, worauf es ankommt, der „Flair“, die Witterung, läßt sich durch Buch und Beispiel, durch die weitesten allgemeinen und besonderen Instruktionen nicht erfassen. Er, er und immer wieder er — ihn aufzuspüren, fassen und zum Gesandnis bringen — das ist der Tag- und Nachtgedanke des Polizeichefs.

Obwohl ein Mord immer ein Mord bleibt, sei er in Vorbedacht oder meuchlings begangen, so ist doch jedes solche Ereigniß ein Drama, das sich von den anderen durch seine Einzelheiten, seine Vorbereitung und die Art der Ausführung unterscheidet.

Ich lege Werth darauf, von vornherein die Legende zu zerstören, als ob in Paris alle Tage ein Mord begangen wird.

Als ich im Amte war, habe ich festgestellt, daß während eines Zeitraums von 25 Jahren in Paris und seinem Weichbild im Durchschnitt vier bis fünf Kapitalverbrechen im Jahre vor-tamen. Wohlverstanden spreche ich von Verbrechen, deren Opfer jeder Ver-brechende werden kann, also von Verbrechen, die Raub als Beweggrund hatten, nicht von Lebensschaffverbrechen und Todtschlägen unter Trunkenen oder Verkommenen.

Man fragt sich oft, wie die Polizei es anfangt, den Urheber eines Ver-brechens zu entdecken.

Eine Antwort hierauf ist schwer zu finden, und oft habe ich mir, wenn ich vor einer Leiche stand, die gleiche Frage vorgelegt. Ich kann sogar hin-zufügen, daß mir wie allen Polizeichefs sehr viele Mörder entschlippt wären, wenn mich nicht ihre Dummheit oder der Zufall, die „Vorlesung der Polizei“, unterstützt hätten, denn die Detectives und die mit der Ent-deckung der Verbrecher beauftragten Beamten sind meist auf Schlässe angewiesen, die auf der Logik basieren, und sie bemerken zu spät, daß diese Logik sich ganz und gar nicht in Thun und Lassen des Mörders fand. Bei der Begehung von Verbrechen gibt es keine Methode im strengen Wortsinne. Aber es gibt mehrere Muster, wenn ich so sagen darf, die sich immer wiederholen.

Eines Morgens will die Dienerin einer alleinlebenden Frau wie gewöhnlich die Thür ihrer Herrin öffnen. Sie weicht erschrocken zurück, da sie deren Leiche mit durchschüttelter Kehle in einer Blutlache liegen sieht. Sie schreit, der Portier kommt, Schutzleute werden geholt, der Vorsteher des Polizeireviere's erscheint und läßt durch's Telephon Staatsanwalt, Untersuchungsrichter und Sicherheitschef benachrichtigen. Alle diese Beamten betreten das Zimmer des Opfers, und was können sie zuerst feststellen? Nur eins: vor ihnen liegt die Leiche der Frau X., der Unschlüssigen ist der Hals durchschnitten worden; ein Punkt, das ist alles.

Um das Aufgebot zu vervollständigen und sich ein wenig in Scene zu setzen, läßt man einen Arzt kommen, der auch nur den Tod konstatiert kann, sowie Herrn Bertillon, den offiziellen Photographen der Polizei-präfectur, der zahlreiche Aufnahmen des Zimmers und der Leiche macht.

Das ist alles sehr schön, sagt sich der Sicherheitschef, aber die kleinste Spur des Mörders wäre mir mehr werth; dieser hat in unentschuldbarer Nachlässigkeit veräußert, seine Witter-tarte hier zu lassen. Man findet nichts.

Man verhört die Pförtner, die ja gewöhnlich sehr geschwätzig sind: sie bleiben stumm, sie haben nichts ge-sehen. Schließlich sagt der Pförtner aus, daß er am Morgen zu sehr früher Stunde gesehen hat, wie ein Mann im Vodenrod mit Horntröpfen das Haus verließ. Die Bäckerfrau von gegenüber hat auch einen gesehen, nur war dieser groß und dunkel und der Mann des Pförtners klein und blond. Man kommt nicht zur Ein-gang, und der Untersuchungsrichter, der doch ein Signalement veröffent-lichen muß, giebt dem Mörder kurz entschlossen Mittelfigur und braunes Haar.

Verlocht doch, den Mann damit zu finden!

Schließlich läßt man einen Leichen-wagen kommen und bringt den Körper nach dem Schauhaus, damit dort die Leicheneröffnung vorgenommen wird.

Eine Anzahl von Kriminalbeamten ist, durch ihren Chef gerufen, nach dem Thatorat gekommen. Man schießt sie dorthin, wo das Opfer verkehrt hat. Jedermann weiß etwas.

„Ich habe sie aus einem Restaurant kommen sehen... mit einem Mann, der wie ein Südamerikaner aussah.“ sagt einer.

Der ist's nicht.“ sagt ein anderer, „denn eine Stunde später war sie mit mir im Bazar.“

Während einer Woche, vierzehn Tagen, eines Monats findet man nichts, nichts!

Ich habe zu sagen vergessen, daß sich gleichzeitig mit den Beamten eine Wolke von Reportern auf das büßere Haus gestürzt hat, die der Polizei Konkurrenz macht, indem sie alles auskratzt, Geschenke und Trinkgelber an die Nachbarn, die Bekannten der Ermordeten, kurz an alle, die etwas wissen könnten, ausstellt.

Und so geht's weiter: die Zeitungen halten das Publikum in Athem; der Sicherheitschef und der Untersuchungsrichter, die nicht mehr wissen, welchen Zauterer sie zu Hülfen rufen sollen, lesen täglich sämtliche Zeitungen der Hauptstadt, weil sie sich sagen: vielleicht könnte man doch in all diesen Wiederholungen eine Spur finden!

Endlich, als Preis von tausend Be-mühungen, haben die Detectives fest-gestellt, daß der Mörder ein Individuum ist, das in gewissen Bars und Cafes der Boulevards verkehrte.

Sie kennen seinen Namen, und es ist bewiesen, daß er seine Wohnung, ein möbirtes Zimmer, am Tag des Mordes verlassen hat.

Al! das ist sehr viel; es handelt sich nur noch darum, die Hand auf ihn zu legen, und da sieht der Haken.

Herr Bertillon wühlt in seinen Merkmalen. Zuerst findet er nichts, schließlich entdeckt er eine, aber unter einem falschen Namen. Er läßt Zeugen kommen, die die jeden Zettel be-gefügte Photographie rekonstruieren. Nun haben die Polizisten endlich eine gute Spur!

Jetzt entschließen sie sich, ihre Schiffe zu verbrennen und die Presse um ihren Beistand anzugehen, der diesmal sehr nützlich sein wird, während er bis nun nur gestört hat. Man über-schneidet die Zeitungen mit Einzel-heiten; das Bildniß wird von vorn und von der Seite veröffentlicht, und nun Gott befohlen!

Ein paar Tage später erhält der Polizei-präsident ein Telegramm: der Mörder ist im Vagenbild, als er sich nach Alexandria einschiffen wollte, verhaftet worden.

Drei Stunden später eine Depesche aus Graz: „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so haben wir euren Mann gefaßt.“ Der Sicherheitschef fragt sich einen Augenblick: nach Cappon oder nach Steiermark? Da fällt ihm der Vodenrod mit den Horntröpfen ein also auf nach Graz! Das ist kind-lich, unsinnig, wenn Sie wollen, aber es ist so.

Nach einigen Verhandlungen wird der Mann den französischen Behörden ausgeliefert und nach Paris gebracht.

Das verhaftete Individuum steht den Beschuldigungen stritteste Ablei-gung gegenüber. Man konfrontirt ihn mit den Zeugen, die mehr oder weniger sicher sind, und selbst mit seinem unglücklichen Opfer, dessen Körper in einem Gefrier-Apparat des Schauhauses konservirt worden ist. Er betrachtet gleichgültig die Leiche und sagt: „Diese Frau habe ich nie gesehen.“

Schließlich wird er müde durch den Aufenthalt in der Zelle, er möchte diesen Verhören, Konfrontationen, dem Abholen aus dem Gefängniß im Jellenaagen und dem Zurückführen in seine Zelle ein Ende machen, er fühlt, daß er immer mehr und mehr belastet wird, er fragt sich, ob er nicht, wenn er gefieht, Aussicht auf die Milde des Gerichtshofes hätte.

Lebrigens ist er geschickt bearbeitet („geleckt“) durch die Beamten, die, anstatt ihn als Banditen, als furcht-bares Ungeheuer zu behandeln, mit Milde, fast wie Kameraden, mit ihm gesprochen, die sein Vertrauen so weit gewonnen haben, daß er sich manch-mal fragt, ob diese braven Leute nicht ebenloqu wie er fähig wären, das Verbrechen zu begehen.

Wie Raskolnikoff sagt er sich, daß sein Geständniß sicher den, dem er's macht, freuen wird. Es wird eine Befriedigung für die Eigenliebe dieses Mannes sein, ein Erfolg, auf den er stolz sein kann, und er sucht sich unter den Polizisten den aus, der ihm am sympathischsten ist.

Er erinnert sich, daß der Sicherheitschef ihm, als er am Bahnhof eingekerkert wurde, folgende zu essen geben ließ und alles so eingerichtet hatte, daß er der Neugier und den Beschimpfungen der Menge entgehen konnte. Dieser Beamte hat außerdem in verschiedenen Verhören mit einer gewissen Milde zu ihm gesprochen. Ihm wird er gefehen, und wirklich verlangt er den Sicherheitschef zu sprechen und sagt ihm alles.

Nach habe eben von anthropometri-schen Dienst gesprochen, der ein wichti-ges Hilfsmittel der Polizei ist, aber wie man gefehen hat, offenbart sich der große Nutzen dieses Dienstes erst, wenn man eine Spur findet. Herr Bertillon und seine Merkmalen kön-nen diese Spur nur bestätigen.

Seit einiger Zeit ist auch viel von der Entdeckung von Verbrechen durch die Fingerabdrücke die Rede, die am Thatorat zurückgelassen werden; aber ihrer kann man sich nur bedienen, wenn der Verbrecher ein Trintglas, eine Fensterscheibe, ein Möbel u. s. w. angefaßt hat, und wenn seine Finger feucht gewesen sind.

Lebrigens muß man des Mörders immer erst habhaft sein, um kontrol-lieren zu können, ob seine Fingerab-drücke mit denen am Thatorat überein-stimmen. Leider haben die Verbrecher von den großen Chirurgen in neuester Zeit die Methode der großen Reinlich-keit gelernt. Man mordet jetzt anti-septisch.

Nach finde, daß schließlich die Fort-schritte der Wissenschaft und Technik den Verbrechern mehr nützen als den, die sie verfolgen sollen.

Wenn die Eisenbahnen, die Zwi-eräder, die Automobile den Detectives erlauben, die Verbrecher schneller zu verfolgen, so stehen doch diese Beför-derungsmittel auch ihnen zu Gebote, und übrigens haben sie den Vortheil, schon weit fort zu sein, wenn die Poli-zei von ihren Verbrechen benachrichtigt wird.